

Deborah Reinert ist eine große Frau. Die schwarze Jeans sitzt eng, das ärmellose T-Shirt spannt über zwei zart gewölbten Brüsten. Langes, dunkles Haar fällt ihr glatt über Rücken und Schultern, das Gesicht ist dezent geschminkt.

„F“ steht in ihrem neuen Reisepass. F wie Female. F wie feminin. F wie Frau.

Vor einem Jahr stand dort noch ein „M“. M wie Male. M wie maskulin. M wie Mann. Inzwischen hat Deborah Reinert, 44 Jahre alt, im Saarland geboren, ihren Personenstand von männlich zu weiblich ändern lassen. „Ich habe mich nie als Mann gefühlt“, sagt die Rechtsanwältin und schlägt lässig die langen Beine übereinander. „Die Biologie hat nichts mit dem eigenen Empfinden zu tun.“ Ihre Stimme klingt dunkel und tief, die Hüften sind schmal, die Schultern breit. Daran können auch die Hormonspritzen nichts ändern, die sie einmal im Monat bekommt.

Wir sitzen im Kölner Stadtgarten: Holztische, Klappstühle, Milchkaffee mit Hauben aus weißem Schaum. Am Nebentisch lärmen ein paar Kinder. Vor Deborah Reinert steht ein aufgeklapptes Laptop, in dem sie juristische Texte, medizinische Leitfäden wie den zur „Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen“ und den aktuellen „Aktionsplan gegen Homophobie“ des Landes NRW gespeichert hat. Seit 2009 hat die Rechtsanwältin in Köln eine eigene Kanzlei und vertritt bundesweit Menschen, die so sind wie sie selbst: transsexuell. Hineingeboren in das eine Geschlecht, doch seelisch zu Hause in dem anderen.

„Bin ich homosexuell?“

„Das trägt man von Anfang an in sich, auch wenn man es als Kind noch nicht benennen kann“, versucht sie zu erklären, was für Außenstehende so schwer nur zu verstehen ist. Im Kindergarten soll sie mit den Jungs statt mit den Mädchen spielen, und schon das ist ein Problem. „Wenn ich mit den Mädchen etwas unternehmen wollte, sagten die, geh weg, du bist ein Junge. Oder: Das und das tut ein Junge nicht, du bist doch kein kleines Mädchen“, erzählt sie mit ihrer dunklen Stimme.

In der Pubertät findet sie Künstlerinnen wie Madonna und Cher „ganz toll. Ich habe sie nicht in meiner Rolle als Mann begehrt. Ich wollte so sein wie sie.“ Warum das so ist, das weiß sie selbst nicht. „Bin ich homosexuell?“, fragt sie sich, als sie sich zu Männern hingezogen fühlt. Ein Zeitungsbericht über Transsexualität bringt sie schließlich auf die richtige Spur. „Da wusste ich, das könnte auch auf mich zutreffen. Ich bin kein Mann. Ich bin eine Frau im Körper eines Mannes“ – ein Schicksal, das Deborah mit nur wenigen Menschen teilt. Auf 50 000 Geburten in Deutschland kommt nach Schätzung von Medizinern ein Transsexueller.

Enge Freunde helfen dem verunsicherten Teenager, das Chaos im Kopf zu sortieren. „So eine Geschichte kann man nicht allein lösen“, sagt Deborah. Noch gibt es kein Internet. In Büchereien besorgt sie sich weitere Informationen über Transsexualität – jede Zeile überzeugt sie mehr davon, im falschen Körper zu stecken.

„Stückweise“ nur gibt sie in den folgenden Jahren ihre weibliche Identität preis. „Man hat Angst davor, von der Gesellschaft ausgegrenzt und nicht ernst genommen zu werden. Ich habe erst mal gecheckt, ob die Leute cool sind oder ob es für sie problematisch sein könnte, wenn ich es ihnen erzähle.“ Freunde springen ab, doch so etwas kommt vor im Leben. Deborah „kann nicht sagen, ob das mit meiner Transsexualität oder mit anderen Dingen zu tun hatte“. Mit

21 zieht sie nach Köln, um Jura zu studieren. Sie hat bewusst eine größere Stadt gewählt, „wo mich keiner kannte und wo ich mich neu erfinden konnte“. Es ist eine Phase, in der sie sich noch ausprobieren, testet, wo die Grenzen liegen.

1995 geht die bald 30-Jährige im Rahmen ihres Referendariats nach New York. Hier, in der Lesben-, Schwulen-, Bisexuellen- und Transgendernzene der Millionenstadt, nennt sie sich zum ersten Mal Deborah. Ist Deborah und steht öffentlich dazu. Eine Befreiung? Sie lächelt. Natürlich war es das. „Irgendwann muss man schließlich anfangen, das zu leben, was man ist.“ Nach ihrer Rückkehr nach Köln beginnt sie mit einer Hormonbehandlung und lässt ihren Vornamen offiziell ändern.

„Ich habe 20 Jahre meines Lebens als Frau verloren“, konstatiert Deborah heute. 20 Jahre, „in denen ich falsch sozialisiert worden bin und mich selbst Erwartungen ausgesetzt habe, die ich nicht erfüllen konnte.“ Das hätte sie sich gerne erspart. Ihr Körper hat sich in Maßen ihrer weiblichen Identität

angepasst. Die Barthaare sind epiliiert, Haut und Muskeln weiblich weich aufgrund der Hormonbehandlung. „Ich glaube, ich falle nicht auf, wenn ich durch die Stadt gehe. Doch muss man Kompromisse eingehen und sehen, was rein technisch machbar ist.“

Große Bandbreite

Deborah Reinert ist eine von bundesweit zwei Rechtsanwältinnen, die als selbst Betroffene die Rechte Transsexueller vertreten. Knapp 60 Fälle aus dem gesamten Bundesgebiet sind seit Anfang dieses Jahres auf ihrem Schreibtisch gelandet. Die Bandbreite ist groß: „arbeitsrechtliche Auseinandersetzungen, Mobbing durch Kollegen vor, während und nach der Geschlechtsangleichung, Probleme mit den Krankenkassen und der Auslegung des Transsexuellengesetzes (TSG)“. Letzteres regelt, unter welchen Bedingungen Transsexuelle ihren Vornamen und den Personenstand ändern lassen können. Doch das mehr als 30 Jahre alte Gesetz hat deutlich Staub angesetzt. Anfang dieses

Jahres erst erklärte das Bundesverfassungsgericht einen Paragraphen des TSG für nicht mehr anwendbar. Wer seine Geschlechtszugehörigkeit ändern lassen will, der muss sich nach bisherigem Recht einer geschlechtsangleichenden Operation unterziehen. Ein solcher Eingriff jedoch bedeute „eine nicht gerechtfertigte Verletzung der Grundrechte auf körperliche Unversehrtheit und Selbstbestimmung“, so die Bundesverfassungsrichter. Sie forderten daher, künftig auf die Radikaloperation zu verzichten.

Seitdem ist die Verwirrung groß. Nicht alle Gerichte in Deutschland berücksichtigen den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts. „Eine Neuregelung des TSG ist dringend notwendig“, sagt denn auch Deborah. Kürzlich erst musste einer ihrer Mandanten seine Hochzeit absagen, weil das zuständige Amtsgericht ihm die dafür erforderliche Personenstandsänderung verweigerte.

Auch die gesellschaftliche Anerkennung Transsexueller ist nach wie vor ein Problem. „Man steckt

Hineingeboren ins falsche Geschlecht

Auf 50 000 Geburten kommt nach Schätzung von Medizinern ein Transsexueller – Schwierige Selbstfindung, bevor man lebt, wer man ist

VON PETRA PLUWATSCH



Deborah Reinert: „Ich habe mich nie als Mann gefühlt.“

BILDER: PV, KARSTEN MÜHLHAUS

seiner Duisburger Wohnung: kurze Hosen, Muskelshirt. Die Füße stecken in braunen Crocs, ein Anflug von Bart verdunkelt das Kinn. Vor ihm liegt ein altes Foto. Es zeigt das Profil einer jungen Frau mit herben Gesichtszügen und einem Männerhaarschnitt. Wie er damals hieß, will Louis nicht verraten. „Das ist Vergangenheit.“

Neben ihm sitzt Christina Rossner (62). Vor acht Jahren haben Christina und Louis geheiratet. Kennengelernt haben sie sich vor 25 Jahren. „Ich bin den ganzen Weg mitgegangen“, sagt Christina, die sich vor einem Vierteljahrhundert „nicht in eine Frau, sondern in einen Menschen verliebte.“ Für sie war Louis immer ein Mann, auch als er noch einen Busen und keinen Penis hatte. „Die Verpackung ist heute anders, der Mensch ist der gleiche geblieben.“ Gemeinsam haben sie vor zehn Jahren in Duisburg „Transfamily“ gegründet, eine „Informations- und Unterstützungsgemeinschaft für transsexuelle Menschen in NRW“. Hier finden transsexuelle Männer und ihre Familien Rat und Hilfe. Einmal im Monat trifft man sich zum Stammtisch.

Als Kind gedemütigt

Christina fungiert als Ansprechpartnerin für die Angehörigen. Wie groß deren Not sein kann, weiß sie aus eigener Erfahrung. „Ich hätte vor elf Jahren dringend jemanden gebraucht, mit dem ich reden kann“, sagt sie. Damals entschloss sich Louis, seinen weiblichen Körper seinem Empfinden als Mann anzupassen.

Auch Louis spürt schon früh, dass er im falschen Körper steckt. „Es war, als würde ich unter einer Käseglocke hocken und schreien: Hallo, ihr da draußen, merkt ihr eigentlich nix. Aber keiner reagiert außerhalb der Käseglocke.“ Als Kind habe er sich oft gedemütigt gefühlt, wenn man ihn als Mädchen behandelt habe, sagt er. „Das war immer so eine Art Arschtritt, obwohl es sicher nicht so gemeint war. Aber schon in die Mädchengruppe einsortiert zu werden war eine Beleidigung. Die Jungs durften aufs Klettergerüst, ich sollte drinnen Perlen auffädeln.“

Abitur, wechselnde Jobs – und stets das Gefühl, „dass innen drin alles falsch ist. Ich war kein netter Mensch.“ Still und verdrückt sei er gewesen, in sich zurückgezogen und am liebsten allein in seinen vier Wänden. „Ich habe mich nicht als angenehme Gesellschaft für andere Menschen empfunden.“ Schon mit 14, 15 wird ihm klar, „was eigentlich Sache ist. Doch es hat viele Jahre gedauert, ehe ich wusste, was ich machen soll. So um 2000 dachte ich dann, jetzt ist alles Scheiße, nichts geht mehr. Entweder fährst du mit dem Auto vor die Wand, oder du unternimmst etwas.“ Schließlich sucht er einen Therapeuten auf, der Erfahrung hat mit transsexuellen Menschen. Der bestätigt offiziell, was für Louis schon lange keine Frage mehr ist, und gibt sein Okay für eine Hormonbehandlung. Die Kosten übernimmt die Krankenkasse.

Von Woche zu Woche verändert sich Louis' Körper mehr, und das „ist einfach wunderschön“. Die Stimme wird tiefer, die Stirn höher, auf den Armen, auf Brust und Rücken wachsen Haare. Auf dem Kopf wachsen die Geheimrats-ecken. Endlich wird von der Krankenkasse auch der Antrag auf eine operative Geschlechtsumwandlung positiv entschieden, im Februar 2002 erfolgt die erste Operation: Die Brüste werden entfernt. In einer weiteren Operation folgen Gebärmutter und Eierstöcke. Zuletzt wird ein Penis aufgebaut.

Endlich fühle er sich angekommen, sagt Louis. In seinem Pass steht ein „M“. M wie Male. M wie maskulin. M wie Mann.



„Ein bisschen Bart, eine tiefe Stimme, und keiner merkt was“

Louis Rossner
(r. mit Frau Christina)

uns schnell in die Schmutdelecke“, sagt Louis Rossner. Vor allem die Transfrauen, auffällig wegen ihre Größe und ihres Körperbaus, würden häufig schief angeguckt. „Wir Transmänner fallen nicht so auf. Innerhalb kurzer Zeit verschwinden wir in der Masse. Ein bisschen Bart, eine tiefe Stimme, und keiner merkt was.“ Entspannt sitzt der 52-Jährige in